

Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **55 (1959)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Österreichischer Volkskundeatlas, herausgegeben von *E. Burgstaller* und *A. Helbok*. Linz a.D. 1959ff. (Kommissionsverlag Hermann Böhlhaus Nachf. Graz-Köln). 1. Lieferung: 13 Kartenbl. 32 × 62 cm, Maßstab 1:1 000 000 u.a., sowie 81 S. Kommentar.

Der AÖV (wie wir ihn einfachheitshalber und verwandtschaftshalber nennen wollen) hat trotz der teilweisen Abstammung vom alten ADV ein ganz anderes Gesicht als der fast gleichzeitig wiedererschienene neue ADV (vgl. dazu die Rez. im SAVk 55 [1959] 215f.). Es zeigt sich überhaupt, wie verschieden in Kartentechnik, Stoffauswahl, Darstellungsmethode und Auswertung die einzelnen europäischen Atlanten sich entwickeln. Das ist im Hinblick auf zukünftige übernationale Werke einerseits erfreulich, weil dadurch die verschiedenen Möglichkeiten durchexerziert werden. Andererseits ist die durch eine internationale Atlaskommission der CIAP postulierte europäische Zusammenarbeit und Koordination bisher fast wirkungslos geblieben, nicht einfach aus schlechtem Willen, sondern weil die einzelnen Unternehmungen weitgehend durch sachliche und persönliche Voraussetzungen festgelegt sind: Habent sua fata libelli.

«Die Mitarbeiter sind für ihre Beiträge selbst verantwortlich», steht auf der Rückseite des Titelblattes des AÖV. Das gilt mehr oder weniger auch für den ADV und den ASV; aber bei diesen Werken ergibt sich aus einer einheitlichen und abgeschlossenen Stoffsammlung auch die einigermaßen einheitliche Bearbeitung und ein realisierbarer Editionsplan. Beim AÖV ist die Stoffgrundlage uneinheitlich: bestehend aus den Vorkriegsaufnahmen des ADV in Österreich, aus eigenen neueren Aufnahmen des AÖV, die z.T. erst noch durchgeführt werden sollen, und schliesslich aus privaten Stoffsammlungen der Bearbeiter einzelner Fragen. Dieses «freie System» hat Vorteile und Nachteile. Ein verbindlicher Editionsplan kann unter diesen Umständen nicht aufgestellt werden. A. Helbok hat zwar, m.E. in Verkennung der realen Möglichkeiten, eine Art «Idealplan» entworfen und diesen in einer Programmschrift über die «wissenschaftliche, volks- und staatspolitische Bedeutung» des AÖV begründet (Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas, Linz 1955). Zum Glück bestärkt das, was vom Atlas nun vorliegt, die Zuversicht, dass der Herausgeber des Werkes, E. Burgstaller, den Atlas aus dem Bereich der Schlagworte in den sachlicher und solider Arbeit zu lenken vermöge. Nur das Nummerierungssystem auf den Kartenblättern rechts oben weist mit römischen Ziffern und zwei (zum Glück leergebliebenen) Feldern auf den Plan Helbok hin, während rechts unten kleine fortlaufende Ziffern die vorläufige bibliothekarische Einordnung ermöglichen, welche übrigens durch prächtige leinengebundene Schraubmappen in willkommener Weise erleichtert wird.

Trotz Planungsschwierigkeiten und trotz Uneinheitlichkeit liegen die Vorteile des freien Systems mit selbständigen Mitarbeitern auf der Hand: Man kann für einzelne Fragen als Bearbeiter den Fachmann, ja den Spezialisten wählen, der die Karten und Kommentare mit überlegener Sachkenntnis, mit eigener Darstellungsart und allenfalls sogar mit eigenem Stoff meistert. Einen Beweis dafür, was dieses System günstigenfalls zu leisten vermag, bildet die vorliegende Lieferung in ihrer gehaltvollen Vielfalt. Es ist nur zu wünschen, dass man auch in Zukunft für jede Frage den rechten Mann finde.

Auf Blatt 1 skizziert *Eberhard Kranzmayer* mit 4 Karten eine aufschlussreiche dialektologische Gliederung Österreichs. *Ernst Burgstaller* behandelt als der anerkannte Fachmann (vgl. die Rez. seines Buches in SAVk 53, 233) auf Blättern 2–4 das Brauchtums- und Festgebäck, wobei sich deutlich charakteristische Gliederungen des österreichischen Alpenraumes an der Arlberg- oder Traunseegrenze (vergleichbar mit unserer «Reussgrenze») ergeben. Auch die natürlichen Längszonen zeigen sich, etwa im Heraustreten des süd-alpinen Kärnten. *Josef Piegler* behandelt auf Blatt 5 die wichtige Frage der Dienstbotentermine: östlich der «Traunseegrenze» herrscht Weihnacht und Neujahr vor, wie bei uns westlich der Reuss, während unser ostschweizerisches Lichtmessgebiet an das entsprechende westösterreichische anschliesst. *Richard Wolfram* zeigt auf Blättern 6–8 zur Frage des Adventskranzes in vorbildlicher Weise die Dynamik eines neuzeitlichen Brauches, da das freie System des AÖV erlaubt, das Material des ADV von 1932 in seiner lockeren

Streuung darzustellen, sodann auf Grund späterer Aufnahmen die Ausbreitungsdynamik bis 1938, 1938–1945, nach 1945, sichtbar zu machen, und schliesslich eine Intensitätskarte des heutigen Vorkommens des Brauches zu zeichnen, auf der das verkehrsoffene Donauland als Gebiet mit stärkster Belegung hervortritt. Auf Blättern 10–13 stellt *Friedrich Knaipp*, als der beste Kenner dieses Volkskundezweiges, die Hinterglasbilderzeugung dar mit Karten der Erzeugungsstätten (in ganz Europa), der Absatzgebiete und der Handelswege. Die originellen kartographischen Lösungen sind begleitet von instruktiven Abbildungen und Legenden, kurz, es handelt sich um eine neuartige kartographische Erschließung eines Sachgebietes.

Nicht nur inhaltlich, sondern auch druck- und kartentechnisch macht die Lieferung einen vorzüglichen Eindruck. Die klaren und oft mehrfarbigen Zeichen sind auf eine Grundkarte mit Flussnetz und deutlichem Gebirgsrelief gedruckt, so dass die Orientierung ausserordentlich erleichtert ist. Gut 25% der Schulorte, $\frac{1}{3}$ mehr als im einstigen ADV, insgesamt 2309 Orte, sind als Belegorte vorgesehen. Zur Identifizierung der Orte dient ein ad hoc geschaffenes Suchgitter und eine mitgelieferte Astralon-Oleate (die man leicht verliert). Der Normalmaßstab 1:1 000 000, von dem nur selten abgewichen wird, vermittelt die Vergleichbarkeit, u. a. mit unserem ASV. Da Österreich noch verschiedene Regionalatlanten mit volkskundlichen Karten (z. B. für Oberösterreich, Burgenland, Salzburg) besitzt, wird es wohl allmählich zum volkskundekartographisch besterschlossenen Land.

Richard Weiss

Paul Geiger † und *Richard Weiss* in Zusammenarbeit mit *Walter Escher* und *Elsbeth Liebl*, Atlas der schweizerischen Volkskunde. Atlas de Folklore suisse. Teil I, 5. Lieferung. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1958.

Die vorliegende Lieferung des Atlaswerkes ist im wesentlichen der bäuerlichen Sachkultur gewidmet. Sie umfasst 14 Kartenblätter, wobei 12 Walter Escher, 2 Richard Weiss zu verdanken sind. Im Vorwort des Kommentars wird in warmen Worten des verstorbenen Präsidenten des Atlaskuratoriums, Karl Jabergs, gedacht. Die Herausgeber bieten alle Gewähr, dass die Arbeit in seinem Geiste weitergeführt wird. Sie sind sich nämlich klar, dass es bei einem derartigen Werk «auf die zuverlässige Qualität des einzelnen Bausteines ankommt» (R. Weiss). Die neue Lieferung legt von solch sorgfältiger und verantwortungsbewusster Arbeit wiederum schönsten Zeugnis ab.

Die Karten 65/66 (Kinderschlitten) vermögen mit ihrer Fülle von Namen und der Vielfalt der Benennungsmotive eine Ahnung von dem Reichtum der Volkssprache zu geben. Auf Vergleiche mit dem in Bälde erscheinenden Sprachatlas der deutschen Schweiz darf man gespannt sein. Nebenbei: Die Frage, warum die allgemein verbreitete Form des Gestellschlittens 'Davoser' heisst, verdient einmal genauer untersucht zu werden (vgl. Kommentar S. 368 ff. und Schweiz. Idiotikon 9, 778 f.). Die Karten zum Rindviehzug, zu den Zugvorrichtungen, zu den Umzäunungen, zum Dreschen, auch zur Weinlese, zeigen übereinstimmend Regressionsbilder. Eindrücklich und wirklich bildhaft treten einem die Umwälzungen in der bäuerlichen Arbeits- und Wirtschaftsweise entgegen. Mehrfach werden die kritischen Jahre um 1880 erwähnt (so Kommentar S. 381, 389), das ist die Zeit, da die Schweizer Bauern unter dem Druck des Welthandels gezwungen worden sind, sich vom unrentabel gewordenen Getreidebau entschieden auf Viehzucht und Milchwirtschaft umzustellen. Auch der Einbruch der Maschine wirkt eindrucksvoll (Dreschen, Zugkraft); das Vordringen des Traktors vom Mittelland in die breiten Talsohlen der Voralpen- und Alpengegenden, etwa ins untere Rhonetal, wird ebenso gezeigt wie die Grenzen aufgewiesen werden, die anderswo der Mechanisierung durch die Kleinheit der Betriebe, die starke Parzellierung, die Bodengestalt gesetzt sind. Der Einfluss der beruflichen Schulung macht sich namentlich bei der Einführung der Heutrocknungsgestelle geltend.

Schliesslich darf einmal hervorgehoben werden, welche bedeutende Rolle neben den Aussagen von Gewährsleuten für ein Kartenwerk gute Spezialarbeiten spielen können. P. Scheuermeiers Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz verdient für die besprochene Lieferung ganz besonders rühmende Erwähnung.

Eduard Strübin

Alberto M. Cirese, La poesia popolare. Palermo, Palumbo, 1958. 176 S. 1000 Lire. («Storia della critica», hrsg. von Giuseppe Petronio, 1).

Die Reihe «Storia della critica» soll die Entwicklung der Kritik und den heutigen Stand der Forschung auf dem Gebiet der italienischen Literaturgeschichte darstellen. Jedes Buch ist einem Autor, einer Epoche oder einem Spezialgebiet gewidmet. Im ersten Band der Reihe behandelt A. M. Cirese die Volksdichtung.

Im ersten Teil seines Buches gibt Cirese einen kurzen, aber sehr dokumentierten (die Anmerkungen, die reichlich Hinweise und Belege enthalten, beweisen dies) Überblick über die Entwicklung der Forschungen auf dem Gebiet der italienischen Volksdichtung und erörtert die wichtigsten methodischen Fragen. Trotz der Knappheit (75 Seiten) vermag diese Darstellung das Wesentliche festzuhalten. Cireses Betrachtung fängt mit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts an – der Zeit, da in Italien (mit einer gewissen Verspätung gegenüber anderen Ländern) eine konsequente, bewusste Forschung der Volkslieder beginnt (im Zeichen der Romantik und der erwachenden nationalen und patriotischen Gefühle) – und reicht, über die strenge, objektive Wissenschaftlichkeit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bis zu Benedetto Croces klassischem Werk «Poesia popolare e poesia d'arte» und zu den Zeitgenossen. In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts verkörpern Barbi und Croce die zwei hauptsächlichen Richtungen: eine historisch-philologische und eine ästhetisch-theoretische. Den Standpunkt, dass die Volkslieder nicht allein die Literaturgeschichte angehen, sondern dass sie, abgesehen von ihrem künstlerischen Wert (der je nachdem grösser oder geringer sein wird), auch als Teil der Folklore und als ethnographisches Dokument zu betrachten sind, hatten schon einzelne Forscher des 19. Jahrhunderts betont; er wird heute (von Paolo Toschi, Giuseppe Cocchiara und anderen) konsequent vertreten.

Der zweite Teil von Cireses Buch enthält eine «Anthologie der Kritik»: ausgewählte Stellen aus Werken von Forschern und Herausgebern von Volksliedern spiegeln Auffassungen, Methoden und Einstellung zum behandelten Stoff wider. Wenn auch wenige Seiten nicht immer die ganze Tätigkeit eines Gelehrten zu beleuchten vermögen, so sind doch die 35 Proben gut ausgewählt und bilden tatsächlich eine willkommene Ergänzung der historischen Darstellung. Ein grosser Teil der Anthologie ist den Schriften der heutigen Forscher (die am Ende des historischen Teils zwangsweise etwas knapp behandelt worden waren) gewidmet.

Cireses Buch bietet also dem Leser einen grundsätzlichen Überblick über das bisher Geleistete und eine Grundlage zu weiterer Dokumentierung und Untersuchung (die Bibliographie ist sehr reich) und kann sowohl dem Fachmann nützliche Dienste leisten als auch den Laien in das Gebiet einführen.

Antonio Stäuble, Basel

Gottfried Henssen, Mecklenburger erzählen. Märchen, Schwänke und Schnurren aus der Sammlung Richard Wossidlos hrsg. und durch eigene Aufzeichnungen vermehrt. Berlin, Akademie-Verlag, 1957. 232 S., 2 Bildtafeln, 1 Karte.

Dieses Buch zeichnet sich zunächst dadurch aus, dass es eine ungewöhnlich grosse Zahl gut erzählter Stücke enthält. Henssen vermutet, dass Wossidlos Mitarbeiter, im wesentlichen Lehrer, das Gehörte nicht immer ganz treu, sondern leicht überarbeitet wiedergegeben haben; doch auch in solchen Stücken ist der Volkston gewahrt. Mit herrlicher Sachlichkeit erzählt der Hauptgewährsmann Henssens, ein Forstarbeiter, wie der Drachentöter die Zungen, die er aus den Drachenköpfen herauslöst, numeriert und entsprechend auch die Köpfe – verständlicherweise, da der erste Drache 9, der zweite 12, der dritte 15 Köpfe anzubieten hatte. Die Zaubermärchen füllen zwei Drittel des Bandes, viele von ihnen sind originell, motivisch interessant; einzelne nach Wossidlos Aufzeichnungen nur in Stichworten mitgeteilt. Daneben stehen Schwänke, Tiergeschichten, Ursprungssagen. Die Stoffe sind, wie man es erwarten konnte, die international bekannten, mecklenburgische Sonderart macht sich nicht stark bemerkbar; die Küstennähe begünstigte die Aufnahme fremder Erzählungen; auch den Einfluss des gedruckten Buchs (Grimm, Volksbücher) kann man beobachten. Über Erzähler und Aufzeichner wird nach Möglichkeit kurz berichtet. Von besonderem Wert ist der Anhang, wo Henssen mit seiner souveränen Kenntnis der Literatur die Erzählungen den Typen Aarne/Thompsons zu-

ordnet und auf (zum Teil noch ungedruckte) Varianten verweist. Die meisten Stücke sind in Mundart erzählt; man liest sich rasch ein, und bei mancher Erzählung packt einen die Lust, sie vorzulesen; das Buch darf nicht nur dem Wissenschaftler, sondern zugleich einem weiteren Leserkreis empfohlen werden.

Max Lüthi

Oskar Loorits, Estnische Volkserzählungen. Berlin, Walter De Gruyter & Co., 1959. VIII, 227 S. (Supplement-Serie zu Fabula, Reihe A: Texte, 1).

Was Kurt Ranke an die «Fabula» und damit an die internationale Märchenforschung zu binden vermag, ist einfach erstaunlich und nur mit seiner unermüdlichen Hingabe an die Sache – und sicherlich auch mit seiner Liebenswürdigkeit – zu erklären. Selten hat ein internationales, volkskundliches Unterfangen derart vielversprechend eingeschlagen. Herrlich sind die Aussichten, welche sich damit eröffnen. Zu den Diederich'schen Märchen der Weltliteratur und den (hoffentlich bald weitergeführten) französischen Reihen der Contes des cinq continents und der Contes merveilleux des provinces de France gesellt sich nun die Text-Supplementserie der Fabula. Schon der von Loorits vorgelegte erste Band ist verheissungsvoll. 216 Nummern hat Loorits aus seinen reichen Beständen ausgewählt und sie in möglichst buchstäblicher Übersetzung bereitgestellt; Ranke hat die gelegentlich nötige stilistische Glättung besorgt. Loorits bringt in seiner tiefeschürfenden, gedrängten Einleitung eine wertvolle Charakteristik des estnischen Märchens; in zeitlicher und räumlicher Hinsicht versucht er seinen Standort zu bestimmen. Ob seine Formulierung, dass die älteste Schicht des estnischen Erzählgutes in das Mesolithikum hinunterreiche, hieb- und stichfest bleibt, werden wohl erst weitere Untersuchungen erweisen; ich würde eher die Geisteshaltung einer Kultur als Kriterium wählen als eine in (grossen) Jahrzahlen datierbare Zeitspanne. Für das heutige estnische Märchenrepertoire hält Loorits dafür, dass es dem mitteleuropäisch-deutschen Märchenschatz am nächsten stehe und bezeichnenderweise dem lettischen Repertoire verwandter sei als dem mehr skandinavisch orientierten finnischen. Dem estnischen Empfinden entsprechend sind grobe Grausamkeiten gemildert; die Motive sind weicher und versöhnlicher als bei anderen Völkern; die Tiermärchen zeigen eine Vorliebe für humoristische Züge. Sehr verdienstlich sind die am Schluss angeführten, vergleichenden Anmerkungen, die von Ranke noch ergänzt und mit der Motiv-Nummer versehen wurden. Aus der Fülle der herrlichen Märchen möchten wir nur wenige herausgreifen. Nr. 40 erinnert stark an unsere schweizerischen Hexensagen, in denen auf dem Gletscher statt des vermeintlichen und erwarteten Gegenstandes ein scheinbar bedeutungsloses Etwas liegt. In der Nr. 42 ist offenbar ein entstellter «Altersvers» verborgen, wie wir ihn etwa im Zusammenhang mit den Wechselbalg-Geschichten kennen. Nr. 111 ist die überall verbreitete Erzählung vom Erraten des unbekanntes, ausgefallenen Namen; einige Anklänge an den «Schmied von Rumpelbach» finden sich in Nr. 119; das Hildebrandsmotiv vom Vater-Sohn-Kampf wird in Nr. 126 erzählt. In Nr. 206 wird «Selbstgetan» in Verbindung mit dem dummen Teufel gebracht; die gleiche Nummer hat auch einen Anklang an das Sündenregister auf der Kuhhaut, das gleich noch in zwei weiteren Märchen erscheint: in Nr. 159 (die Nummer 160 bringt die damit verwandte Geschichte vom heiligmässigen Mann, der über das Wasser geht) und Nr. 161. Eigenartig ist das zweimal vorkommende Motiv der Verwandlung in ein Schwein, das sicherlich einer alten Schicht entstammt; es findet sich in Nr. 94 und 114.

Wildhaber

Barbara Allen Woods, The Devil in Dog Form. A Partial Type-Index of Devil Legends. Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1959. IX, 167 S. (Folklore Studies, 11).

Unter dem gleichen Titel hat die Verfasserin bereits 1954 in *Western Folklore* einen kleinen Aufsatz erscheinen lassen. Ihm folgt nun die gegenwärtige Studie mit dem kennzeichnenden Untertitel, der für sie viel mehr aussagt als der ursprüngliche Titel. Denn es geht um nichts mehr und nichts weniger als um den ersten Anlauf zu einem internationalen Sagenmotiv-Index, einem Index, wie ihn Stith Thompson für die Volksdichtung allgemein und für das Märchen im besonderen geschaffen hat. Natürlich finden sich manche Einzelzüge im Märchen sowohl als in der Sage, aber Thompson hat doch im wesentlichen

die Sagensammlungen unberücksichtigt gelassen. Einen Versuch, auch dieses Material zu klassifizieren, brachte dann der «Katalog der niederländischen Märchen-, Ursprungssagen-, Sagen- und Legendenvarianten» von J. R. W. Sinninghe (FFC 132). Sicherlich wird auch Peuckerts kommandes Handwörterbuch der Sage wertvolle Weiterarbeit leisten. Doch ist es bezeichnend, dass das Bedürfnis, der Wunsch und der Wille zu derartigen, internationalen Übersichten von den amerikanischen Universitäten ausgeht. Barbara Woods ist in ihrem Vorhaben bestimmt von Wayland Hand unterstützt und geleitet worden; war er es doch, der auf dem Kieler Märchenkongress den kühnen Plan nach einer internationalen Sagenregistrierung entwickelte. Hoffen wir, der Plan möge im Laufe der Zeit realisiert werden, denn er würde das Verständnis für die Zusammenhänge internationaler Sagenmotive ausserordentlich fördern. Auch für die Schweiz wäre eine solche Aufstellung ein wirkliches Desideratum; bei der Herausgabe des dritten Bandes der Müllerschen Sagen aus Uri (1945) habe ich bereits ein schweizerisches «Gesamt-Sagenregister» für die Zukunft erhofft.

Jedes derartige Unternehmen, besonders wenn es von einem einzelnen ausgearbeitet ist, setzt recht viel Mut voraus; denn die Sagenforscher der einzelnen Länder werden auf Grund ihrer Spezialkenntnisse nicht nur kleinere Korrekturen sondern vielleicht sogar schwerwiegende Einwände vorbringen können. Eigentlich müsste wohl eine gemeinsame Sammlung, Sichtung und Besprechung vorausgehen. Die Verfasserin hat ein erstaunliches Quellenmaterial durchgearbeitet und ausgezogen; dieses Material hat sie gesichtet und dann klassifiziert. Über die Kriterien und Begründungen ihrer Einteilung gibt sie im Vorwort Auskunft. Man müsste sehr ausführlich darauf eingehen, aber der Raum hierfür fehlt. Zudem ist eine Kritik an geleisteter ehrlicher und durchdachter Arbeit leichter als eine Neuaufstellung von Grundsätzen. Es scheint mir wichtig zu sein, wenn über das Einteilungsschema noch einmal sorgfältig gesprochen werden könnte, bevor mehrere Länder sich hinter die Gruppierung machen und so möglicherweise eine Klassifizierung präjudizieren. Denn eines ist sicher: Barbara Woods hat mit ihrer Studie eine bedeutsame internationale Aufgabe eröffnet. Wir anerkennen auch voll Lobes ihre gründliche Belesenheit und den weiten Bereich ihrer Materialsammlung. Als Schweizer hätte ich vorgezogen, wenn sie Müllers Urner Sagen nicht unter «Deutschland» aufgezählt hätte (S. 6), sondern etwa unter «deutschem Sprachgebiet», es sei denn, sie hätte Gegenrecht gehalten und alles Amerikanische als zu «England» gehörig aufgeführt (ich hoffe, der Vergleich genüge). Aber im grossen und ganzen ist ihre Bewertung der verschiedenen, bedeutenderen Sagensammlungen vorzüglich und sehr objektiv. Es wären einige kleinere Sammlungen nachzutragen, die für bestimmte Gegenden aufschlussreich sind; ich denke hier etwa an den italienischsprechenden Tessin.

Wir können dem Buch nichts Besseres wünschen als dass die ausgesäte Saat in vielen Nationen und in erspriesslicher Zusammenarbeit Ernte tragen möge. Wildhaber

Winfried Hofmann, Das rheinische Sagwort. Ein Beitrag zur Sprichwörterkunde. Siegburg, Verlag F. Schmitt, 1959. 194 S. (Quellen und Studien zur Volkskunde, hrsg. von Karl Meisen, 2).

Dieser schöne, ausgezeichnet geordnete und klar vorgebrachte Beitrag zum Typus des «Sagwortes» – wie der Verfasser diese Sprichwortart bezeichnen möchte – erstrebt möglichste Vollständigkeit für das Rheinland. Überdies versucht er von einer räumlich umfassenderen Warte aus festzustellen, wo dieses rheinische Sagwort in einer Gesamtdarstellung stehen müsste und ob und wie weit sich bei ihm typisch rheinische Sonderheiten finden. Die Hauptquelle für die Untersuchung bildet das Rheinische Wörterbuch; beinahe alle Beispiele sind in der Mundart wiedergegeben (wobei, um der leichteren Lesbarkeit willen, von einer phonetischen Umschrift – wie mir scheint, mit Recht – Abstand genommen wurde). Zunächst bemüht sich der Verfasser, die äussere Form und die inneren Wesensmerkmale des Sagwortes zu klären. Als Normalfall, neben welchem allerdings mehrere Varianten auftreten können, setzt sich das Sagwort aus den folgenden drei Teilen zusammen: dem Ausspruch, dem Mittelteil, in dem der Sprecher dieses Ausspruches eingeführt wird, und dem Schlussteil, der die Situation angibt, in der das Wort gesprochen wird. Schon hieraus ergibt sich, dass gerade für das Sagwort die Funktion bedeutsam ist;

ihr widmet der Verfasser ebenfalls einen Abschnitt. Der Hauptteil der Arbeit schildert dann den Lebensraum des Sagwortes; die Einteilung erfolgt nach Sprechern. Auf Grund des nun versuchten Überblickes zeigt es sich ganz eindeutig, dass im Rheinland die Welt der Sagwörter den bäuerlichen Lebenskreis umfasst, Bauernhaus und Dorf; auch die Stände und Berufe, welche als Sprecher auftreten, stehen im wesentlichen innerhalb dieser Sphäre. Vereinzelt treten Eulenspiegel und der Teufel als Sprecher auf; doch erweckt es den Eindruck, als ob der Bauer mit diesen Gestalten, welche ausserhalb seines realistischen Denkens stehen – und in diesem Kreis lebt ja das Sagwort, im Gegensatz etwa zur Erlebnisage – nicht allzu viel anfangen kann. Eher noch finden sich Tiere als Sprecher (Fuchs, Hahn und Henne, Katze, Wolf); selten werden leblose Dinge zu «Sprechern» gemacht, was durchaus wieder bäuerlichem Denken entspricht. In seiner Zusammenfassung hält sich der Verfasser vor voreiligen Schlüssen klug zurück. Die rheinischen Sagwörter finden sich im grossen und ganzen auch bei anderen deutschen Landschaften, vor allem Niederdeutschlands. Einzig das Kölner Sagwort fällt durch eine Reihe von nur ihm eigentümlichen Sprechern auf; bei ihm findet sich in machen Beispielen eine gemütvollere Beseelung, welche im Wesen des Kölners ebenfalls zu finden sei. Als Ergänzung seiner reichhaltigen Literatur, welche auch die ausserdeutschen Quellen erfreulich heranzieht, könnte auf die Internationale Volkskundliche Bibliographie verwiesen werden, welche gerade auch Aufsätze aus Italien und Griechenland bringt (die vermutlich auf die von Archer Taylor ausgegangenen Anregungen zurückweisen). Wildhaber

André Marcel Burg, Marienthal (Alsace). Histoire du couvent et du pèlerinage sous les Guillemites, les Jésuites et le Clergé séculier. Phalsbourg, Imprimerie Franciscaine, 1959. 302 S., 24 Abb. auf Taf., zahlr. Textillustrationen und Planzeichnungen. (Alsatia Monastica, 3).

Vorliegende Geschichte des Klosters und der Wallfahrt von Marienthal hat den Konservator des Museums von Hagenau zum Verfasser. In quellenmässig gut fundierter Anschaulichkeit schildert der Historiker die wechselvollen Schicksale dieses zwischen Hagenau und Bischwiller gelegenen, unterelsässischen Gnadenortes von der grundherrschaftlichen Stiftung im Hochmittelalter bis auf unsere Tage. Blütezeiten unter den Orden der Wilhelmiten (1402 erhielt Marienthal vom Papst die gleichen Ablässe zugestanden wie Maria Einsiedeln) und besonders der Jesuiten sowie unter zielbewusster geistlicher Leitung während einer neuen Frömmigkeitswelle seit der Restauration, wurden immer wieder unterbrochen von den für das Elsass als Durchgangsland besonders leidvollen Kriegsläufen. Überlokale Bedeutung verdankt das Marienheiligtum neben seinen aussergewöhnlichen Gnadenerweisen vor allem der Protektion durch fürstliche Gönner. So soll es sogar lange vor der Revolution das privilegierte Sanktuarium der französischen Königsfamilie gewesen sein. Volkskundlich wichtig sind die den institutions- und wirtschaftsgeschichtlichen Abschnitten angeschlossenen Kapitel über das Wallfahrtswesen. Als Pilgereinzugsgebiete gelten neben dem Elsass die benachbarten Landschaften der Lorraine, Badens sowie der Rheinpfalz. Unter Jesuiteneinfluss kommt eine Ausweitung bis nach der Schweiz und nach Bayern hinzu. Auch hier lässt sich die steigende Tendenz zur Massenwallfahrt feststellen (Pilgerfrequenz in den 1850er Jahren ca. 40000 pro Jahr). Im 19. Jahrhundert wurde Marienthal zum beliebten Soldatenwallfahrtsort, indem die jungen Elsässer vor der Abreise in französische Kriegsdienste aus Tradition dort Zuflucht suchten. An Votivgaben scheinen die frühen Wachs-Exvotos sowie mancher Schmuck, der von Pilgern am heiligen Ort deponiert wurde, häufig zur Finanzierung der Wallfahrtsstätte verkauft worden zu sein. Bezüglich der Wallfahrtsandenken interessiert jenes aus Einnahmenposten der Rechnungen ersichtliche «Briefgeld»; das hängt mit den «Brief» genannten frühen Andachtsbildchen zusammen, welche am Wallfahrtsort selbst verkauft und von Pilgern wie eine Quittung auf den Hut gesteckt wurden. Ein Marienthal, als wichtigste und älteste marianische Wallfahrt im Elsass treffend charakterisierendes Wort von Joseph Lefftz bereichert diese aufschlussreiche Arbeit zur Alsatia Sacra.

Walter Tobler

Hans-Friedrich Rosenfeld, Wort- und Sachstudien. Untersuchungen zur Terminologie des Aufzugs zu Webstuhl und Schermethode der germanischen Bronze- und Eisenzeit

und zur Frauentracht der Bronzezeit sowie der Frage ihres Fortlebens in der Volkstracht. Berlin, Akademie-Verlag, 1958. VIII, 334 S., 111 Abb. Preis 48 DM. (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur der deutschen Akad. der Wiss. zu Berlin, 9).

Von der Philologie ausgehend, versucht Rosenfeld tiefer in die Bedeutung verschiedener Webtermini einzudringen, indem er im germanischen Sprachgebiet alte Geräte für Scheren und Weben untersucht. Er nimmt aber auch wichtige, rein sachkundliche Probleme auf, die Textilhistoriker, Archäologen und Ethnologen seit Jahren beschäftigen. Im ersten Teil des Buches ist die Terminologie Hauptsache, im zweiten und dritten Teil die Sachkultur. Schon im ersten Teil hat man den Eindruck, dass der Verfasser die Sachkultur nicht beherrscht. Von einem lokalen norwegischen Terminus schliesst er z. B. auf die Art des Schergerätes, ohne irgend etwas über das Auftreten dieses Gerätes in Norwegen zu wissen. Es ist in der Tat unbekannt. Er scheidet auch nicht immer zwischen norwegisch und dänisch, was man wohl von einem Germanisten erwarten dürfte. Im ersten Teil meint auch der Verfasser beweisen zu können, dass die Germanen in Süddeutschland schon im 5.–6. Jahrhundert den horizontalen Trittwebstuhl gekannt haben. Seine Beweise sind hier archäologischer Art. Er verlässt sich auf einzelne Funde, deren Deutung höchst unsicher ist: ein sogenannter Fadensammler aus Torsbjerg, ein ebenso zweifelhafter aus Oberflacht, ein «zweigriffiges» Webeschwert aus Weimar, wo der eine Griff eher eine Spitze ist, wodurch dieses Webeschwert einem wohlbekanntem Typus des 5.–8. Jahrhunderts angehört, der auch in den nordischen Ländern oft vorkommt.

Im zweiten Teil behandelt der Verfasser den «germanischen» Webstuhl, den sogenannten Gewichtwebstuhl. Es ist verstimmend, noch immer die Bezeichnung «germanisch» zu finden, sowohl für Sprache als für Gegenstände und Eigenschaften. Der «germanische» Webstuhl ist schon um 3000 v. Chr. in Kleinasien und Palästina belegt, und man fragt sich, wer die germanische Frau ist, von der der Verfasser schon im Vorwort sagt, dass sie eine Abneigung gegen das Zählen hat. Rosenfeld meint auch für den Gebrauch des Gewichtwebstuhls, dass er im Gegensatz zu älteren Forschern *beweisen* kann statt Vermutungen aufzuwerfen. Sein Beweis für die bronze- und eisenzeitliche Schermethode stützt sich auf eine alte Publikation einer Kette in einem norwegischen Moorfund (Tegle, 4. Jh.), Webefehler in zwei dänischen bronzezeitlichen Teppichen (von Margrethe Hald publiziert) und auf einen lappischen Scherbock aus der Gegenwart, der noch immer mit dem Gewichtwebstuhl zusammen gebraucht wird. Ohne die Geräte und die Arbeit damit gesehen zu haben, ohne die Kette aus Tegle zu untersuchen oder Analysen davon zu kennen, konstruiert der Verfasser eine komplizierte Scherung mit einem Fadenkreuz, wofür es keinen Beleg gibt. Diese Schermethode erklärt seiner Meinung nach die Webefehler in den zwei bronzezeitlichen Geweben, da die Methode aber so unpraktisch ist, bedarf sie ihrerseits einer Erklärung durch das Behaupten von einer besonderen Eigenschaft der germanischen Frau, nämlich einer Abneigung gegen das Fadenzählen. Dadurch, dass der Verfasser die Sachkultur nicht kennt, was sein ganzes Werk durchdringt, und trotzdem weitgehende Schlüsse zieht, die nur auf Publikationen anderer Forscher fundiert sind, werden seine Resultate unrichtig, wenn sie auch technisch sehr scharfsinnig sind. – Es gibt im Norden ein grosses Material über den Gewichtwebstuhl, lebende Tradition, Webstühle, Scherböcke, Urkunden, und ohne Verwertung dieses Materials kann man nicht behaupten, dass man den Charakter des Gewichtwebstuhls und die Aufbereitung seines Aufzuges geklärt hat. Das Buch enthält wertvolle Literaturangaben, aber leider kein vollständiges Literaturverzeichnis und, was man man noch mehr vermisst, kein Register.

Marta Hoffmann, Oslo.

Vorarlbergisches Wörterbuch mit Einschluss des Fürstentums Liechtenstein, hrsg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, bearbeitet von *Leo Jutz*. In Kommission bei Adolf Holzhausens Nachfolger, Wien. 5. Lieferung: Tulipane-verbleichen, Sp. 641–800; 6. Lieferung: verbletzen-vogeltretten, Sp. 801–960; 7. Lieferung: Foger-genährig, Sp. 961–1120. 1958 und 1959.

In zwei früheren Besprechungen (52, 250f.; 54, 63f.) haben wir uns bereits mit diesem neuen Wörterbuch befasst. Wir wollen auch diesmal einfach einige Stichwörter herausgreifen, um dem Volkskundler eine Vorstellung vom reichen Material zu geben.

5. Lieferung. Zu *Dünnele* vergleiche man die Schweizer Arbeit von Oskar Rhiner, Dünne, Wähe, Kuchen, Fladen, Zelten (Frauenfeld 1958). Die interessante Bedeutung des Ausdruckes *in den Ring tupfen* für 'etwas abmachen' ist erst seit 1711 belegt, trotzdem sie sehr alt anmutet. Beim *Türken* wäre es recht aufschlussreich, einmal dem Bereich seiner Benennungen in Europa nachzugehen (Mais, Kukuruz; das Sarganserland hat *Türken*); *Türkenlaub* wird auch zur Füllung von Bett-Laubsäcken verwendet (in meiner Heimat – dem Sarganserland – war es nur Buchenlaub); das werdenbergische *Türkenhülschete* ist offenbar rechtsrheinisch nicht bekannt, dafür steht *Türkenschälete*. Zum Aprilnarr wird, wer ein *Eichhorn-Ei* holen geht. Dem Sprachforscher werden die Dialektausdrücke für die *Eidechse* willkommen sein. Die *Eierlesete* ist im Vorarlbergischen heute kaum mehr üblich; es scheinen hier also nicht, wie bei uns, Turnvereine den Brauch modernisiert zu haben. Der *Eierzopf* ist das übliche Geschenk an das Patenkind und an die Wöchnerin. Beim *Engerling* wird eine Bittprozession gegen das Ungeziefer erwähnt; auch eine Segensformel gegen diese Schädlinge ist bekannt. Der *Engländer* als «Schlüssel» scheint dem Vorarlberger nicht bekannt zu sein; ihm bedeutet der Name eine Kartoffelsorte. Die bei *Erdäpfel* erwähnten Komposita *-fogatsche*, *-mörser*, *-schnetzter*, *-schäler* geben einen hübschen, kleinen Beitrag zur materiellen Kultur. Von beinahe Gotthelfscher Plastik und Drastik ist die Redensart *Geld ersauen* 'sich Geld durch Schweinezucht erwerben'. Der *Eselstubl* für die Arbeitsbank entspricht genau dem welschen *banc d'âne*. Die Wörter *Fackel* und *Fastnacht* geben manche Hinweise auf das Brauchtum. Das *Vaterunserbölzle* ist auch bei uns bekannt: es sind Tesseln mit den eingekerbten Gebetsstrichen für den Nikolaus. Zu Venedig gehört das *Venediger Männlein*, mit dem sich neuerdings Oskar Moser in Klagenfurt beschäftigt hat. Die Herkunft des volkscundlich bedeutsamen Wortes *Fengg* ist unbekannt.

Die 6. Lieferung bringt die vielen Zusammensetzungen mit *ver-*. *Vesper* ist die vornehmere Bezeichnung für (das offenbar ältere) *Marend*. *Feuereis* und *Feuerbeiss* dürften wohl ein Schürgerät bedeuten, das durch die Abwehrkraft des Eisens den Jäger oder Senn vor dem Alpgeist schützt. *Die Feuerbosen anlegen* muss derjenige, der die Hebamme holen geht. Neben *Viehweg* und *Viehgasse* ist auch *Viehbroh* eine Bezeichnung für einen Viehtriebweg. Das sonst nicht bezeugte Wort *Figge* bezeichnet eine vorübergehend errichtete Einzäunung eines Weidplatzes für Schafe auf der Alp. Die alte Art, mit den Fingern zu rechnen, die *Fingerrechnung*, war auch im Vorarlberg geläufig. Der Wein, den ein Bursche bei der Stubete einem Mädchen bringt, heisst *Visis*. Sehr aufschlussreich ist es, wenn das Stichwort *Flachs* nur einige wenige Zeilen hat; denn er «wird heute nur mehr selten gepflanzt», ist also offenbar dem bäuerlichen Sprachschatz fremd geworden. Den Schluss der Drescherarbeit bildet auch hier die *Flegelbenke*. Das Aderlassmesser, welches der Senn am Taschenmesser befestigt hat, heisst *Fliete*. Zu *Vogelmolken* und *Vogelrecht* als Abgabeverpflichtung vergleiche man die schweizerischen Arbeiten von F. Elsener.

7. Lieferung. Das Wort *Foger* für den Kleinhirt auf der Alp, ist – nach dem Herausgeber – für das Schwäbische und Schweizerische nicht bezeugt. Den beim Buttersieden zurückbleibenden Rest bezeichnet der Walserort Triesenberg mit *Föle* (Graubünden und Sarganserland haben *Fäule*). Der erste Teil des Wortes *Fornenrecht* – das Recht, einen Ofen zur Verhüttung des Erzes zu errichten – dürfte wohl rätoromanisch sein und für 'Ofen' stehen (Walenstadt hat noch den heute oft nicht mehr verstandenen Flurnamen *Kaliforni*, 'Kalkofen'); das Schweizerische Idiotikon und Tschumpert haben das Wort nicht. Der *Freitag* ist ein ominöser Tag; das verraten schon die dazugehörigen Wetterregeln. Mit *Fruse* bezeichnet man kleine Reibbesen aus Heidekraut oder Tannenreisern, wie sie an vielen Orten Europas verwendet wurden. Zum *Funkensonntag* gibt der Herausgeber auch einige Literatur an. Recht bildhaft ist der Ausdruck *Gabelreiterin* für eine Hexe, die wahrscheinlich zum Tanzplatz reitet. Unserem appenzellerischen 'Lindauerli' stellt der Vorarlberger offenbar *Gagler* als Ausdruck für eine 'kurze Tabakspfeife' gegenüber. Am Tage nach dem Gallustag geht man *gallen*, d.h. man sammelt das noch auf den Bäumen vorhandene, Gemeingut gewordene Obst. Die *Geige* ist natürlich auch als Strafinstrument bekannt. *Geiss* ist mit vielen Zusammensetzungen vertreten; der Ausdruck kann auch 'Pflugsterze' bedeuten, für die daneben auch *Geize* gebraucht wird. *Gemeinde* und die damit verbundenen Zusammensetzungen ergeben manchen Hinweis auf die rechtliche Volkskunde.

Wildhaber